

MONIKA RIEDEL

Frau – Migration – Identität. Julia Rabinowichs Roman *Die Erdfresserin*

*Die Feminisierung der Migration ist trotz ihrer verspäteten öffentlichen Wahrnehmung kein neues Phänomen: Seit den Anfängen der Arbeitsmigration immigrierten Frauen nicht nur als ‚Anhängsel‘ ihrer Männer, sondern auch selbständig in die deutschsprachigen Länder. In der Öffentlichkeit werden sie bis heute, von stereotypen medialen Zerrbildern beeinflusst, als Opfer wahrgenommen, als die fremde Frau, die sprach- und chancenlos ist. Der Beitrag untersucht vor diesem Hintergrund und am Beispiel von Julia Rabinowichs Roman *Die Erdfresserin* (2012) die weibliche Identitätssuche unter den Bedingungen der nicht-privilegierten Formen der Migration nach Österreich und im Spannungsfeld von Ethnizität, Kultur, Geschlecht und Klasse.*

1 Einleitung

Lange Zeit wurde Migration als männliches Phänomen wahrgenommen und beschrieben. Durch die Bilder des Gastarbeiters, die die Medien seit den späten 1950er-Jahren dominierten, galten die Männer als diejenigen, die das Migrationsprojekt angestoßen, geplant und realisiert haben. Dass seit Beginn der Anwerbung Frauen nicht nur als nachfolgende, abhängige Personen, sondern auch als selbständige Migrantinnen in die deutschsprachigen Länder eingewandert waren, wurde weitestgehend ausgeblendet. In der Migrationsforschung wurden Frauenthemen erst seit Beginn der 1980er-Jahre, und das eher zögerlich, aufgegriffen. Die Vorstellung der ungebildeten, rückständigen (türkischen) Migrantin, die ihr Dasein als Opfer – von der Gesellschaft ausgeschlossen und ihrem Ehemann untergeordnet – fristet, gehörte alsbald zu den gängigen Klischees. Bis Ende der 1990er-Jahre wurde „[d]ie Dreifachunterdrückung der Migrantin als Frau, Arbeiterin und Ausländerin sowie ihre Prägung durch (statische) kulturelle Differenzen“ (WESTPHAL 2004) zur vorherrschenden Wahrnehmung sowohl in institutionellen Kontexten als auch in großen Teilen der Forschung.

Erst durch die weltweite Zunahme weiblicher Migration rückten geschlechtsspezifische Aspekte von Einwanderung, Flucht und Asyl in den Mittelpunkt des Interesses der Migrationsforschung und die These von einer Feminisierung der

Migration wurde eingeführt (vgl. HAN 2003). Die unabhängige Arbeitsmigration von Frauen wurde vor allem seit den 1990er-Jahren durch die Expansion des Dienstleistungssektors in den westlichen Industrieländern begünstigt, wodurch temporäre und nachfrageorientierte Formen die neuen Migrationsströme dominieren. Aufnehmende Wirtschaftssektoren sind der informelle Bereich der privaten Haushalte, der Niedriglohnsektor auf dem formalen Arbeitsmarkt (Gesundheits- und Betreuungswesen) und die Vergnügungs- und Sexindustrie, in denen sich die „überwiegende Mehrheit der Migrantinnen weitgehend unabhängig von ihrer Ausbildung und Qualifikation konzentriert“ (ebd. 5). Der Export von Arbeitskräften liegt nach wie vor im politischen und wirtschaftlichen Interesse vieler Sendeländer.

Die aktuellen Entwicklungen in der Forschung gehen in zwei Richtungen: Auf inhaltlicher Ebene fasst die neuere Migrantinnen- bzw. interkulturelle Frauenforschung inzwischen auch spezifische Migrationsformen wie etwa Frauenhandel in den Blick, während sie auf methodischer Ebene als Reaktion auf die zunehmende Kritik von Wissenschaftlerinnen mit Migrationshintergrund bemüht ist, die eigene kulturalisierende Wahrnehmungs- und Herangehensweise selbstkritisch zu reflektieren. Das stereotype Zerrbild von der Migrantin als fremder Frau, die sprach- und chancenlos ist, soll durch eine vielschichtige und differenzierte Sicht auf Migrantinnen, die sich durch zahlreiche Merkmale voneinander unterscheiden, ersetzt werden (vgl. WESTPHAL 2004). Die psychosozialen Folgen der sozioökonomischen Marginalisierung für die Migrantinnen werden inzwischen ebenso analysiert wie der durch die Migration und die Konfrontation von Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft angestoßene Wandel der Geschlechterverhältnisse in Migrantenfamilien bzw. Familien, die in den Herkunftsländern von der Migration einzelner Familienmitglieder betroffen sind (vgl. HAHN 2003: 268–279).

Die Notwendigkeit einer differenzierten Haltung und Herangehensweise, um die in der Migrations- und Frauenforschung erst gerungen wird, ist dem interkulturellen literarischen Diskurs (mit einigen Ausnahmen) seit seinen Anfängen bewusst. Wenn deutschsprachige Gegenwartsromane Migrationsgeschichten erzählen, thematisieren sie die multikulturell überlagerte Lebensweise des Einzelnen wie der Gruppe und deren Identitätsfindungsprozesse auf eine komplexe Weise, die die Verwobenheit von Nationalität, Ethnizität, Klasse, Geschlecht und Sexualität in der Wahrnehmung und Beschreibung des Anderen erfahrbar macht und damit der Mehrdimensionalität der Erfahrungen gerecht wird. Mehrheitlich handelt es sich bei den erwähnten Texten um Familiengeschichten, die nicht nur die Feststellung der Sozialwissenschaften, Migration sei ein „Familienprojekt“ (HELFFERICH 2012: 65), auf vielfältige Weise stützen, sondern

auch die Auswirkungen der Migration auf das soziale Beziehungsgeflecht mit Hilfe von genealogischem Wissen im historischen Kontext analysieren.

Darstellungen weiblicher (Migrations-)Erfahrungen und Identitätssuche finden wir in der deutschsprachigen interkulturellen Literatur osteuropäischer Prägung zahlreiche. Man setzt sich mit Frauenschicksalen in der früheren Heimat auseinander (Terézia Mora in *Seltsame Materie*, 1999), fiktionalisiert die eigene Zuwanderungsgeschichte (Irena Brežná in *Die undankbare Fremde*, 2012) oder die der Eltern- und Großelterngeneration (Melinda Nadj Abonji in *Tauben fliegen auf*, 2010; Vladimir Vertlib in *Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur*, 2001), analysiert Eltern-Kind-Beziehungen (Carmen-Francesca Banciu in *Vaterflucht*, 1998), die Identitätssuche von Mädchen und jungen Frauen (Marica Bodrožić in *Kirschholz und andere Gefühle*, 2012; Olga Grjasnowa in *Der Russe ist einer, der Birken liebt*, 2012), die durch die Mutterschaft (Léda Forgó in *Das Ausbleiben der Schönheit*, 2010) oder seelische Verwundungen erschwert wird (Terézia Mora in *Das Ungeheuer*, 2013).

Bei den Figuren handelt es sich stets um Mädchen und Frauen, die im Zuge der Arbeits- oder Systemmigration, als Kontingentflüchtlinge oder von der Globalisierung profitierende Intellektuelle nach Westeuropa eingewandert sind. Frauen, die unter menschenunwürdigen Lebenslagen und ebensolchen Arbeitsbedingungen leiden, physisch, psychisch oder sexuell ausgebeutet werden, tauchen in der (interkulturellen) Literatur vor allem als Nebenfiguren auf. An dieser Stelle sei nur an Kinga, die Landsmännin von der Hauptfigur Abel Nema in Terézia Moras Roman *Alle Tage*, erinnert, die für die eigene Lebenssituation und stellvertretend für viele namenlose Frauen lakonisch feststellen muss: „Der Körper [...] ist heute mein einziges Kapital. Meiner Muttersprache beraubt, spiele ich nur noch als Ackergaul und Sexualobjekt eine Rolle“ (MORA 2004: 146). Gegen die gesellschaftliche Abwertung ihrer Personen müssen sich auch eine Mutter und ihre Tochter in Alma Hadžibeganovičs Theaterstück *Putzköniginnen* (2001) sowie eine Altenpflegerin in Nellja Veremejs Debüt-Roman *Berlin liegt im Osten* (2013) wehren.

Betrachtet man die Literatur zugewanderter AutorInnen im österreichischen Kontext, können wir von einer größeren Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit erst ab der Jahrtausendwende sprechen. Als Gründe für eine gewandelte Wahrnehmung und Rezeption gelten in der Forschung „die edition exile als neue Plattform für eingewanderte SchriftstellerInnen, veränderte Marktbedingungen sowie gesellschaftliches Interesse am Thema der Migration“ (VLASTA 2011: 105f.). Nach einer längeren, hinsichtlich Geltung und Rang als „Durststrecke“ zu bezeichnenden Phase, in der die österreichische Grande Dame des interkulturellen Schreibens, Barbara Frischmuth, trotz Rückschlägen nicht aufgehört

hat, den literarischen Ein-, Aus- und GratwanderInnen unterschiedlichster Provenienz die Werbetrommel zu rühren, erfahren literarische Darstellungen der zunehmend durch Pluralisierung und Individualisierung geprägten modernen Lebenswelten im letzten Jahrzehnt eine kontinuierlich hohe Aufmerksamkeit. Die Einmischungen zugewanderter AutorInnen in den literarischen Österreich-Diskurs sind zunehmend willkommen, u. a. weil sie dem Konzept ‚Österreich‘ seine Fixierung auf eine Idee des Nationalen nehmen und weil sie das Verhältnis zum Anderen neu zu bestimmen helfen (vgl. GRABOVSZKI 2009: 290).

Vor allem drei AutorInnen ebneten durch ihren Erfolg den KollegInnen den Weg zur Anerkennung: Vladimir Vertlib, Dimitré Dinev und Julia Rabinowich. Sie gehören zu den wenigen SchriftstellerInnen in Österreich, deren Prosa und Theaterstücke, die die von der Gesellschaft oft verdrängten Flucht-, Leid- und Verlusterfahrungen von MigrantInnen in ihrer vollen Radikalität thematisieren, nach der Etablierung ihrer VerfasserInnen im deutschsprachigen Literaturbetrieb allmählich auch zum Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung werden. Von besonderem Interesse waren für die Forschung bisher Fragestellungen, die die Familie als Ort kollektiver Erinnerungsprozesse im Hinblick auf osteuropäische Geschichte (vgl. MÜLLER-FUNK 2009), jüdische Erfahrungen in Osteuropa (vgl. HAHN 2009, RIEDEL 2012) und transnationale Identitätsentwürfe (vgl. SCHWEIGER 2012a und 2012b) untersuchen oder sich mit den intertextuellen Bezügen der Texte befassen (vgl. BÜRGER-KOFTIS 2008, SCHWAIGER 2013).

Der Name Julia Rabinowich begegnet einem auch in Überblicksdarstellungen zur „deutschsprachigen Literatur russischstämmiger MigrantInnen“ der sogenannten vierten Welle oder der Nachfahren der zweiten oder dritten Emigrationswelle, zu der auch Lena Gorelik, Alina Bronsky, Olga Grjasnowa, Katerina Poladjan, Olga Martynova, Vladimir Vertlib oder Natascha Wodin zählen (vgl. WILLMS 2012 und 2013). Einige dieser SchriftstellerInnen sind wie sie jüdischer Herkunft. Als auffällige gemeinsame Merkmale ihrer Texte hat Weertje Willms 2013 die schon erwähnte Verknüpfung von Migrations- und Familiengeschichten, die autobiographischen Bezüge, die (kindliche) Ich-Erzählerin (Ausnahme Vertlib) und die Aufgabe der Chronologie zugunsten des die Mechanismen der Erinnerung nachahmenden assoziativen Erzählens herausgearbeitet (vgl. 69f.). Diese wurden von Nora Isterheld noch um drei thematische und stilistische Besonderheiten, die für Texte der interkulturellen Literatur allgemein typisch sind, ergänzt: Neben der Verwendung von literarischen Stereotypen und dem Transfer von verschiedenen Elementen der Herkunftskultur in die deutschsprachige Literatur, greift sie die Verschränkung voneinander entfernt liegender Orte und Zeiten auf, ein Verfahren, das sie mit

einer Anspielung auf das bekannte russische Kulturgut Matrjoschka-Prinzip nennt (vgl. ISTERHELD 2013).

Was Julya Rabinowichs schriftstellerisches Selbstverständnis betrifft, lehnt sie die Zuordnung ihrer Texte zur Migrantinnen- oder Migrationsliteratur, die ihrer Selbstpositionierung als deutschsprachige Schriftstellerin widerspricht, aber auch die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen ihrer russisch-jüdischen Herkunft und ihrem literarischen Schreiben kategorisch ab (siehe hierzu SCHWEIGER 2012b). Nur unwillig bekennt sie in einem Interview 2009, dass sie ihre russische Vergangenheit, die sie erfolgreich verdrängt hat, auf ungeahnte Weise prägt (vgl. SCHWAIGER 2013). Als politische Autorin will sich Rabinowich nicht verstanden wissen, auch wenn ihr in ihrem Schreiben für bestimmte Themen und Erfahrungen, die sich der unbeteiligten (österreichischen) Mehrheit nicht auf Anhieb erschließen, zu sensibilisieren, durchaus wichtig erscheint (vgl. PISA 2012). Auch die jüdischen Anteile ihrer Identität werden von der Autorin erfolgreich ausgeblendet, sind aber durch intertextuelle Bezüge wichtiges Konstruktionselement ihrer Texte.

Vor dem Hintergrund des einleitend Erörterten und ausgehend von den frauenspezifischen Fragestellungen, mit denen sich Julya Rabinowich bisher in ihren Texten auseinandergesetzt hatte, soll im Folgenden analysiert werden, auf welche Weise die Mehrdimensionalität weiblicher (Migrations-)Erfahrungen in ihrem Roman *Die Erdfresserin* literarisch reflektiert und dadurch sowohl die herkömmlichen Vorstellungen von *der* Migrantin dekonstruiert als auch Veränderungen im gesellschaftlichen Gefüge des Herkunfts- sowie des Aufnahmelandes im Hinblick auf die Stellung der Frau sichtbar gemacht werden.

2 Julya Rabinowichs Roman *Die Erdfresserin*

Im Mittelpunkt von Julya Rabinowichs bisherigem Schaffen stehen Frauenchicksale mit Bruchstellen und Wunden in der Identität. Ob durch Auswanderung oder Krankheit verursacht: Sie trennen den Lebensfluss der Protagonistinnen in ein Davor und ein Danach, woran sie sich fortan in einem Reigen von Alpträumen und Wunschträumen abarbeiten. Ihre Geschichten nehmen, wie dem Leser auf den ersten Blick suggeriert wird, in Abhängigkeit von ihrem Charakter und ihrer inneren Standfestigkeit ein voneinander stark abweichendes Ende. Entsprechend heißt es in einem Interview zu den als Gegenstücke konzipierten letzten zwei Romanen:

Meine „Herzovelle“ war eine Geschichte stillen, unglücklichen Versagens, ohne ein Risiko eingegangen zu sein. „Die Erdfresserin“ hingegen nimmt jedes Risiko

auf sich. Sie ist mutig, aber in sich zerbrochen und auf sich allein gestellt, was ihr letztlich zum Verhängnis wird. (PISA 2012)

Um Rabinowichs Frauenfiguren adäquat deuten zu können, bedarf es meines Erachtens eines Interpretationsansatzes, der nicht nur psychoanalytisch, sondern auch intersektional fundiert ist und Identität im Spannungsfeld von Ethnizität, Kultur, Geschlecht und Klasse betrachtet.

Schon ihr Debütroman *Spaltkopf* war in dieser Hinsicht „mehr als eine Migrationsgeschichte“ (SCHWEIGER 2012b: 23). Der Text thematisiert aus der Perspektive des Mädchens Mischka Generationenkonflikte, Identitätsfragen, Geschlechterverhältnisse und Rollenverteilung innerhalb einer nach Österreich übergesiedelten russischen Künstlerfamilie, in der Frauen eine tragende Rolle spielen. Während sich laut Hannes Schweiger die Erfahrungen, die Mischka macht, und die Konflikte, die sie mit ihrer Mutter und in der Schule austrägt, auch mit ihrer Pubertät und sexuellen Entwicklung erklären lassen (vgl. SCHWEIGER 2012a: 170), betont Weertje Willms stärker auch andere Aspekte bzw. die verstärkende Wirkung der Migrationserfahrung auf diese. Für Mischkas identitären Aushandlungsprozesse sind die Migrationssituation, ihre individualpsychologischen Voraussetzungen, ihr Geschlecht, ihr Alter zum Zeitpunkt der Einwanderung und die Identitätsmodelle ihrer Eltern gleichermaßen und in ihrer Wechselwirkung von Bedeutung (vgl. WILLMS 2012: 127–137). Der (Zwie-)Spalt, in dem sie sich befindet, entsteht auf der einen Seite aus dem Wunsch, sich in Österreich – wie es angesichts ihrer „gewaltsamen Integrationsbestrebungen“ (ebd. 135) wohl heißen muss – weitestgehend zu assimilieren, auf der anderen Seite aus den dem zuwiderlaufenden Bestrebungen, sich aus Solidarität zu den Eltern dem Aufnahmeland zu verweigern. Die Folgen sind Fresssucht, Selbsthass und Bindungsängste. Erst das Schlüsselerlebnis der Schwangerschaft und der Geburt ihres Kindes führt bei ihr zu einem Umdenken: Nicht mehr das eigene Ankommen ist das Ziel, sondern ein pragmatisches Arrangement mit den Gegebenheiten im Dienste der nächsten Generation. Ihr bewusster und selbstbewusster Umgang mit dem Familiengeheimnis, dem Identitätswechsel der jüdischen Großmutter durch die Annahme eines russischen Namens, den sie aufdeckt, ist ebenfalls vor diesem Hintergrund zu sehen.

Auch Diana, die Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romans *Die Erdfresserin*, ist, wie im kurzen Prolog nachzulesen, eine Kämpfernatur:

Ich gehöre zu denen, die aufstehen und weitergehen. Es ist eine Frage der Entscheidung. Du hast es in der Hand. Bleibe liegen. Gehe weiter. Esse. Trinke. Atme. Einen Fuß vor den anderen. Und keinen Blick zurück. Den Blick zurück

kann man sich erlauben, wenn man einen Ort erreicht, der nach dem Zurück liegt.
(RABINOWICH 2012: 5)

Im mit „Davor“ betitelten ersten Teil des Romans wird gerade jener Rückblick praktiziert, den die Protagonistin in der zitierten Textpassage entschieden ablehnt. Angeregt durch die Fragen – wie man im zweiten Teil erfährt – eines Psychiaters, der in mehreren Therapiesitzungen versucht, dem Nervenzusammenbruch Dianas auf den Grund zu gehen, werden in 16 Kapiteln durch Erinnerungen, Gedanken, Gefühle und Träume der Ausgangspunkt und der Weg in eine vermeintliche Unabhängigkeit sowie der Prozess einer Selbstentfremdung beleuchtet. Julya Rabinowich greift hier auf Erfahrungen von Asylbewerberinnen zurück, von denen sie als Dolmetscherin für Psychotherapiebehandlungen erfuhr. Zeitnah zum Erscheinen ihres Romans hatten auch der seit 1995 in der Schweiz lebende russische Schriftsteller Michail Schischkin in *Venushaar* (dt. 2011) und die Schweizer Autorin slowakischer Herkunft Irena Brežná in *Die undankbare Fremde* (2012) als Vertreter des genannten Berufsstandes Momentaufnahmen aus der Schattenwelt der ‚Migranten zweiter Klasse‘ verarbeitet, durch die deren gesichts- und namenlose Masse ihre von der Öffentlichkeit suggerierte Homogenität ein Stück weit verliert.

Die Protagonistin des Romans *Die Erdfresserin* ist im Gegensatz zu der mit der Familie emigrierenden Mischka eine Einzelwanderin. Der Grund für ihre illegale Wanderung durch mehrere Länder bzw. ihr Pendeln zwischen Russland und Österreich ist, dass zu Hause, in einem dagestanischen Dorf, Mutter, Schwester und ihr geistig schwerbehinderter Sohn auf ihre finanzielle Hilfe warten. Ihr Vater verließ in ihrer frühen Kindheit die Familie. Da ihre Mutter dazu nicht in der Lage ist, übernimmt Diana nach ihrem Studium die Rolle der Familienernährerin. Der Zusammenbruch der Sowjetunion und die darauffolgende Armut im Land treiben sie ins Ausland, wo sie im Rotlichtmilieu arbeitet. Als sie eines Abends einen Freier tötlich angreift, schaltet sich die Polizei ein. Der Abschiebung entgeht sie dank des sie vernehmenden Polizisten, Leopold Brandstegl, eines naiv-abergläubischen Mannes, der glaubt, an diesem Tag eine gute Tat vollbringen zu müssen. Ihrer sechsmonatigen, eigenartigen Beziehung setzt der Tod des schwerkranken Mannes ein Ende. Nachdem Diana der Zugang zu seiner Wohnung verwehrt wird und sie alles verliert, bricht sie zusammen und landet in einer psychiatrischen Klinik. Der zweite Teil des Romans schildert das „Danach“, die trügerische Ruhe in der Klinik und den vergeblichen Versuch des Arztes, den Aufenthaltsstatus seiner Patientin zu legalisieren. Nachdem diese die Nachricht über die Einlieferung ihres Sohnes in die Psychiatrie erreicht, bricht sie aus und will sich nach Hause

durchschlagen. Am Ende ihrer Kräfte gewinnt die Psychose endgültig Oberhand: Diana isst Erde und erschafft sich einen Golem, der sie auf ihrem Weg durch Landschaften und Länder führen soll.

2.1 Fokus Gender: Soziale Herkunft und Geschlechterrollen in der Familie

Dianas Familiengeschichte beginnt mit der Schilderung jener besseren Zeiten, als das Steinhaus der Familie noch für finanzielle Sicherheit und Geborgenheit stand, doch längst ist es durch seine Kälte zum Symbol des sozialen Abstiegs geworden. Die plötzliche Abwesenheit des Vaters, über dessen Verbleib man nicht einmal mutmaßen kann, wirft die Zurückgelassenen emotional aus der Bahn. Aus den Erinnerungen der Tochter entsteht allmählich das Bild eines ungleichen Paares: Der Vater war ein stiller, belesener Mann mit eigener Bibliothek, der von den Nachbarn aus Respekt gemieden wurde, die Mutter ist Analphabetin, eine hingebungsvolle Ehefrau und strenge Mutter.¹ Für sie bedeutet die Abwesenheit ihres Mannes keinen Zugewinn von Autonomie, ganz im Gegenteil, sie entwickelt Gefühle der Scham, zwanghaft wischt sie jeden Tag die Türschwelle, um nach Außen die Illusion einer durch Werte wie Reinlichkeit, Ordnung und Gemütlichkeit zu charakterisierenden Bürgerlichkeit aufrechtzuerhalten. Ihre Fixierung auf den Abwesenden zerstört schließlich die Beziehung zu ihrer Tochter Diana.

Nicht erst mit dem Aufbruch in den Westen überschreitet Rabinowichs Ich-Erzählerin durch die Macht der Umstände die ihr als Frau gesetzten oder für sie gedachten Grenzen. Ihre Entscheidung für ein Studium kollidiert mit dem rigiden Rollenverständnis der Mutter, die für die Zukunft ihrer Tochter hauptsächlich eine Ehe vorsieht. Sie verstößt – ganz im Sinne der kommunistischen Ideale der werktätigen Frau – gegen die historisch überholte gesellschaftliche Norm, in dem sie in den Studienjahren die eigene Existenzsicherung selbst übernimmt. Um von der Mutter unabhängig zu sein, setzen sie und ihre Freundin Nastja bei finanzieller Knappheit auf Sexarbeit: „Wir waren stolz auf unsere Entscheidung. Wir konnten leben, wie wir wollten. Wir hatten Kraft.“ (RABINOWICH 2012: 39) Nach dem Studium fordert ihre Mutter ausdrücklich von ihr als älterer Tochter, die eine Ausbildung genossen hat, die Rolle der Familiennährerin ein (vgl. ebd. 37).

¹ Der intellektuelle Vater ohne Sinn für die Unwägbarkeiten des (Migranten-)Alltags taucht u. a. in den Romanen *Zwischenstationen* (1999) von Vladimir Vertlib, in *Venus im Fenster* (2009) von Eleonora Hummel und letztendlich auch in *Spaltkopf* von Julia Rabinowich auf.

Mit der endgültigen Zerstörung der Lebensgrundlagen der Familie, die auf die Perestroika zurückgeführt wird, muss der Traum, als Regisseurin Fuß zu fassen, aufgegeben werden. Wenn sie davon überzeugt ist, dass sie „keine Wahl, nur die Pflicht“ (ebd. 12) hat, ihre Familie auch als illegale Arbeitsmigrantin und Prostituierte zu versorgen, geht es in diesem Roman im doppelten Sinne um das Thema soziale Abhängigkeit. Diana imaginiert in der Fremde wiederholt ihr Zuhause und die Rückkehr dorthin, um anschließend diesen tief sitzenden Wunsch als Unmöglichkeit abzutun. Es geht nur vordergründig um die Vorwürfe der Mutter und der Schwester wegen ihres unmoralischen Lebenswandels (vgl. ebd. 13ff und 134), der eigentliche Konflikt resultiert aus der Abhängigkeit von jener Mutter, deren Schwäche sie als Kind verachtet hatte und deren traditionelles Rollenverständnis sie nun als emanzipierte Frau ablehnt. Die eigene Abwesenheit von der Familie ist also als Flucht in die Fremde zu verstehen (vgl. SHCHYHLEVSKA 2012).

Schon als kleines Mädchen reflektiert die Ich-Erzählerin, dass ihr Vater den herkömmlichen Vorstellungen von Männlichkeit – laut, grob und herrisch – nicht entsprochen hat (vgl. RABINOWICH 2012: 45f.), doch er bleibt in ihren Erinnerungen und den Erzählungen der Mutter zu blass, um daraus eine eigene Vorstellung über die verinnerlichten schichtenspezifischen Kategorien hinaus zu entwickeln. Da ein Familienernährer nach klassischen Vorbildern in ihrem Leben durch den abwesenden Kindsvater auch später fehlt, setzt auch sie auf ein Familienkonzept ohne einen Mann und betreibt folglich als alleinerziehende Mutter zunächst eine Ausbeutung der eigenen physischen und psychischen Ressourcen, später auch die der anderen weiblichen Familienmitglieder. Aus der Perspektive der starken Frau verspürt sie gegenüber schwachen Männern nur Verachtung (vgl. die Parallelen in ihrer Wahrnehmung von Leo und ihrem Sohn, ebd. 128).

Vergleicht man die zwei Generationen alleinstehender Frauen bei Rabinowich mit den Darstellungen in den deutschsprachigen Romanen russischstämmiger SchriftstellerInnen, fällt auf, dass die Absenz der Väter bzw. die Konstellation Vater als „nominelles Familienoberhaupt“ und Mutter als „Familienmanagerin“ zu den gängigen Darstellungen gehören (vgl. WILLMS 2012: 126). Sie stellen nicht nur das normativ verstandene Modell der bürgerlichen Familie in Frage, sondern fördern auch die differenzierte Wahrnehmung der Abhängigkeits- und Machtverhältnisse in Migrantenfamilien. Dabei ist die Verschiebung der innerfamiliären Machtkonstellationen der Geschlechter zugunsten von Frauen keinesfalls ein Phänomen, das ausschließlich für russische bzw. osteuropäische Familien typisch ist, auch die deutschsprachige Literatur der türkischstämmigen AutorInnen fokussiert in den letzten Jahren zunehmend

starke Frauenfiguren und ihre Emanzipationsgeschichten (Selim Özdoğan in *Die Tochter des Schmieds*, 2005; Feridun Zaimoglu in *Leyla*, 2006 oder Dilek Güngör in *Das Geheimnis meiner türkischen Großmutter*, 2007). All diese AutorInnen erweitern die Rollen, die Migrantinnen in der Realität wie in fiktionalen Welten ein halbes Jahrhundert lang zugestanden wurden, um neue Muster.

2.2 Fokus Migration: Quo vadis, Europa?

Menschenwürdiges Leben ist für die Ich-Erzählerin weder in der russischen Republik Dagestan noch in Österreich möglich. Während das Leben in der Sowjetunion der 1970er-Jahre wohlwollend karikiert wird, übt sie scharfe Kritik an der sich transformierenden Gesellschaft nach der Wende. Die politische Führung versagt, von Freiheit und Würde ist keine Rede, den Alltag bestimmen ökonomische Zwänge und Not. Aus der Kornkammer der Region, die ihren Reichtum ins Ausland verschleudert, strebt das Volk, um das elementare Überleben zu sichern, nach Westeuropa: „Da gibt es Korn, da gibt es Arbeit. Alle wollen wir nur einen Löffel vom Honig, ein Gläschen von der Milch, die in Europa fließt.“ (RABINOWICH 2012: 17)

Versuche der Ich-Erzählerin, auf legalem Wege in ein westeuropäisches Land einzureisen, werden im Roman nicht geschildert. Illegal hielt sie sich bisher, wie entsprechende Textstellen belegen, in Italien, Griechenland, Tschechien, Polen, Deutschland und den Niederlanden auf, bevor sie sich in Wien für länger niederlässt. Dabei scheint Österreich nie Ziel ihrer Träume gewesen zu sein. Wie und welche Grenzen überquert werden, wird nicht erzählt, die Mühsal der Reise bzw. Wanderung wird zwar angedeutet, ihre Darstellung bleibt aber schematisch.

Trotz ihres höheren Bildungsabschlusses hat Diana als Illegale ohne Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis sowie ohne Sprachkenntnisse eingeschränkte Möglichkeiten, einer geregelten Beschäftigung nachzugehen. Auch wenn sie nicht zu den Opfern des Frauenhandels gehört, ist ihr Schritt in die Prostitution nicht gänzlich freiwillig, ist sie aus den oben angeführten Gründen doch auf Tätigkeiten im informellen Sektor z. B. als Putzkraft angewiesen. Ihre Lage wird nach eigener Angabe zusätzlich dadurch erschwert, dass sie wegen ihres Alters im Sexgewerbe als „Mangelware“ [sic!] (RABINOWICH 2012: 26) gilt und deswegen für fast nichts – ein Dach über dem Kopf und ein wenig Sicherheit – arbeiten muss (vgl. ebd. 63).

Die Teilhabe an den Freiheiten, Chancen und Reichtümern Europas bleibt also Rabinowichs Protagonistin durch ihren Status als Illegale weitestgehend verwehrt. Im zweiten Teil wird zusätzlich evident, wie die Abschottungsmechanismen der „Festung Europa“ funktionieren. Da Diana nach ihrem

Zusammenbruch in der Klinik keine asylrechtlich relevante Verfolgung – sie kommt aus keinem Kriegsgebiet, gehört keiner verfolgten Minderheit an, war nicht politisch aktiv, heimlich religiös oder ist nicht „wenigstens vergewaltigt worden“ (ebd. 179) – aufweisen kann und ihre persönliche Konfliktlage keinen ausreichenden Asylgrund darstellt, bleibt sie ohne Aussicht auf die Legalisierung ihres Aufenthalts. Solange sie krank ist, wird sie umsorgt, wenn sie entlassen wird, greifen die Gesetze und die staatliche Macht. Das humanitäre Bleiberecht, das in solchen Fällen in Österreich beantragt werden könnte, wird von der Sozialarbeiterin gar nicht erwogen. Die geäußerte Unmöglichkeit zurückzukehren und dort eine Arbeit zu suchen, wird weder von der Sozialarbeiterin noch von einem naiven Gutmenschen, wie der Psychiater einer zu sein scheint, verstanden:

„Sie könnten nach Hause zurückkehren. Sie könnten dort eine Arbeit finden.“
 „Machen Sie sich über mich lustig?“
 „Nein, ich glaube daran, dass Sie das können.“
 „Aber mein Land kann das nicht, Herr Doktor.“
 (Ebd. 183)

Angesichts der verminderten Wehrhaftigkeit des Sohnes bleibt Diana nach der Abschiebedrohung nur die Flucht. Sie irrt durch Städte, Länder und Landschaften, ohne die geringste Hoffnung auf Hilfe von außen. So ist das imaginierte Wesen, der Golem, wie Rabinowich betont, „auch eine Art Symbol der EU, bestehend aus der Erde dieser Länder, die sie durchschritten hat, sehr langsam in seinen Bewegungen, blind, von dem sie sich Schutz erwartet, und der sie im Endeffekt im Stich lässt“ (PFISTER 2013).

2.3 Fokus Identität: Das innere Niemandsland

Julya Rabinowich zeichnet Diana als eine Frau, die durch die familiären Umstände und die gesellschaftlichen Entwicklungen gezwungen ist, ihren angestammten Ort zu verlassen, um sich fortan mit dem Bruch in ihrer Biographie auseinanderzusetzen. Dabei wird sie weder als hilfloses und ohnmächtiges Opfer ihrer Lebensverhältnisse, noch gänzlich als souveränes und autonomes Subjekt ihres Schicksals präsentiert (vgl. Rabinowich in PFISTER 2013). Während ihre Identitätssuche vor der Emigration durch eine zunächst erfolgreiche Abnabelung von der Mutter und die zeitweilige Loslösung von den unbewältigten Traumata und Disharmonien innerhalb der Familie als positiv erlebt wird, ist der behinderte Sohn, dessen Fürsorgebedarf auf die Mutter übertragen werden musste, ein lebendiger Beweis für die eigenen gescheiterten Emanzipationsbemühungen. Was sie ab da antreibt, ist nicht nur die Jagd nach Geld

und Überleben als Erfüllung der bewussten und unbewussten Erwartungen der Familie, sondern auch nach sich selbst (vgl. PETSCH 2012).

Diana bezieht dabei ihre Stärke als Frau auch aus ihren Migrationserfahrungen. Sie entspricht den Klischeevorstellungen der ausgebeuteten illegalen Migrantin, die Ohnmacht und Hilflosigkeit charakterisieren, anfangs deswegen nicht, weil es ihr ziemlich schnell und lange gelingt, ihre Ressourcen und Potentiale zu aktivieren, und das umso mehr, je bewusster ihr die negative Wahrnehmung des Migranten im Allgemeinen und der Migrantin im Besonderen in der Aufnahmegesellschaft und damit auch die Abwertung ihrer eigenen Person wird.

Über ihre rechtliche Situation hinaus ist für Dianas Verhältnis zum österreichischen Umfeld, das für sie ein Sinnbild der Einsamkeit und des Überflusses ist, gerade das Gefühl des Unwillkommen- und Ausgeschlossen-Seins, ausschlaggebend. Während unauffällig zu sein, die Tugend des Illegalen und eine Überlebensstrategie darstellt (RABINOWICH 2012: 25), irritiert Diana die Tatsache, für die Einheimischen unsichtbar zu sein bzw. von ihnen bewusst übersehen zu werden. Wie sie ihre Freundin Nastja belehrt, ist die Aufnahmegesellschaft wie Wasser, in dem man sich kurz spiegelt, aber an dem man nicht haften bleibt, „weder dein Schicksal noch dein Gesicht, deine multipel wechselnde Identität ist völlig austauschbar [...]. Du verschwindest vierundzwanzig Stunden am Tag [...]“ (ebd. 30). Die Spiegel-Metapher taucht im Text später noch einmal auf, wenn es heißt, dass Fremde für die Einheimischen stets als Spiegel herhalten müssen, um sich angesichts der Minderwertigkeit des Anderen ihrer eigenen positiven Identität vergewissern zu können (vgl. ebd. 73).

Ein wichtiges Identitätsmerkmal, das ihre Fremdheit markiert, ist die Sprache, die einen trotz gelingender gesellschaftlicher Mimikry jedes Mal verrät, wie sie es am Verhaltensumschwung ihrer jeweiligen Gesprächspartnern unschwer erkennt. Dass ihre schwerfällige und mangelhafte Rede im direkten Zusammenhang mit ihrem defizitären Selbstbild steht, ist der Protagonistin bewusst: „Ich war so lange im Windschatten der mir bekannten Sprachen unterwegs gewesen, bis ich mich an meine Wort- und Wertlosigkeit gewöhnt hatte.“ (RABINOWICH 2012: 62) Verachtung erfährt sie auch als (fremde) Frau, einerseits vom jungen Polizisten beim Verhör, der sie entsprechend seiner Klischeevorstellungen von osteuropäischen illegalen Prostituierten und nicht als Individuum mit eigener Lebensgeschichte behandelt (vgl. ebd. 55), andererseits von dem einsamen Leo, der sie als Putzfrau und Pflegerin missbraucht.

Direkte Folgen im ersten Fall sind Aktivismus und eine gesteigerte Anpassungsfähigkeit, während im zweiten Fall die enttäuschte Hoffnung, sich mit Leo doch noch in einem bürgerlichen Leben einrichten zu können, in ein aggressives Verhalten und den systematischen Diebstahl seiner materiellen

Ressourcen mündet. Diese widersprüchliche Situation und die damit einhergehende Selbstwahrnehmung, die unmittelbaren Einfluss auf Dianas Handeln hat, wird durch die dem ersten Teil vorangestellten zwei Zeilen „And now, / I wanna be your dog“ eines Lust und Selbstverachtung thematisierenden Iggy-Pop-Songs vorweggenommen.

Doch ihre scheinbar freiwillige Wanderschaft bringt psychische und seelische Erschütterungen mit sich, die sie auch in den Therapiesitzungen nicht in der Lage ist, in Worte zu fassen, sodass das Unsagbare in den Kapiteln des ersten Teils durch ihren inneren Monolog verdeutlicht werden muss. Obwohl die Protagonistin gegen solche Verletzungen durch die im Laufe ihres Lebens gemachten negativen Erfahrungen immun zu sein scheint, gelingt es Rabinowich, jenes Elend nachvollziehbar zu machen, das jegliche ethisch-moralischen Bedenken verstummen lässt. Nach Leos Tod auf die katastrophalen Ausgangsbedingungen zurückgeworfen zu werden, destabilisiert die emotional, psychisch wie physisch erschöpfte Frau endgültig. Ihr auf ihre eigene Stärke aufgebautes System, ihr mühsam ausbalanciertes Leben bricht zusammen, das unerwartete Scheitern löst Panik und eine Identitätskrise aus. Auch hier wird auf der Vermittlungsebene der Ausgang des zweiten Teils durch ein Motto angedeutet: Sinéad O'Connors Liedtitel *Fire on Babylon* verweist auf den Missbrauch und seine Folgen für die weibliche Psyche.

Um die durch die Entwurzelung und das Ausgeliefertsein verursachte Psychose zu verdeutlichen, macht Julia Rabinowich Anleihen in den jüdischen literarischen Traditionen. Der Golem, den die Protagonistin imaginiert, stammt aus einem Buch aus der Bibliothek des Vaters mit einer Widmung an die Mutter und erinnert sie an sein nicht eingelöstes Versprechen, die Familie zu beschützen. Gleichzeitig ist der dem Mann untergeordnete Verbündete ein Sinnbild für seine gesellschaftliche Stellung und Macht, während Frauen Kinder gebären, an die sie ein Leben lang gebunden sind, auch wenn sie keinen Nutzen abwerfen (vgl. RABINOWICH 2012: 47f.). Ihr autoaggressives Verhalten ist eine Art Auflehnung gegen die eigene Körperlichkeit, die Abkapselung von der feindlich erlebten Umwelt und der Schöpfungsakt der einzige Ausweg aus ihrer Situation und der Beweis, ihrer Rolle weiterhin gerecht werden und dem Tod trotzen zu können.

3 Schlussbemerkungen

Mit Julia Rabinowich besitzt die österreichische Literatur eine noch junge, aber höchst eigenwillige literarische Stimme. Sie verbindet in ihrem literarischen Schaffen mehrere kulturelle und sprachliche Kontexte miteinander,

deren literarische Traditionen, Denk- und Deutungsmuster sowie ästhetische Schreibstrategien, und schreibt sich dadurch mit ihren Texten in ein kulturelles Feld ein, das im letzten Jahrzehnt, nicht nur im deutschsprachigen Raum, eine rasante Entwicklung genommen hatte – die Literatur der Migration.

Mag diese Tatsache im Widerspruch zu Rabinowichs Autorschaftskonzept stehen, da sie sich wohl wegen der langjährigen fehlenden Akzeptanz und Stigmatisierung der eingewanderten AutorInnen und ihrer Texte im Literaturbetrieb und Literaturwissenschaft bevorzugt als Repräsentantin der dominanten (AutorIn-)Gruppe verortet, wirkt sie im gesellschaftlich-kulturellen Diskurs, an dem sie (unbewusst) partizipiert, zweifelsohne als Korrektiv: Sie schildert in ihren Romanen weibliche Erfahrungen, die über die individuellen psychischen Voraussetzungen hinaus von verschiedenen Kategorien sozialer Differenzierung, ihrer Gleichzeitigkeit und ihren Wechselwirkungen, geprägt sind. Entscheidend für die dargestellten Lebenswirklichkeiten und die Möglichkeiten ihrer Gestaltung sind neben dem Geschlecht die ethnische Herkunft, der kulturelle Hintergrund, die Religion, die Schicht-Zugehörigkeit und das Alter, allesamt Identitätsmerkmale, die das Denken, Fühlen und Handeln des Individuums unbewusst beeinflussen, die aber in der Öffentlichkeit gern unterschlagen werden, wenn die Rede auf die (andere) Frau, ihre Gleichberechtigung und Rolle in der Zukunft kommt.

Rabinowichs bisherigen Romane zeugen sowohl auf der inhaltlich-thematischen als auch auf der formal-stilistischen Ebene von bemerkenswerter Kontinuität. Gebildete und hochsensible Frauen ringen nach Orientierung in einer prosaischen Welt, deren Koordinaten durcheinander geraten sind und die wenig Verständnis für ihre Lebensentwürfe, Freuden und Nöte aufbringt, und beleuchten die eigene Situation aus mehreren Perspektiven, sei es durch den reflektierten Blick ihres Gegenübers, Lektüren oder das Schreiben sowie das Entwerfen imaginärer Gestalten. Ihre Texte lassen auf diese Weise nicht nur ein differenziertes und komplexes Bild vom Frau-Sein im Europa des 21. Jahrhunderts entstehen, sondern werden zu Orten gesteigerter ästhetischer Wahrnehmung.

Literaturverzeichnis

BÜRGER-KOFTIS, Michaela (2008): Dimitré Dinev: Märchenerzähler und Mythenflüsterer der Migration. In: Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Hrsg. v. Michaela Bürger-Koftis. Wien: Praesens, S. 135–153.

- GRABOVSKI, Ernst (2009): Österreich als literarischer Erfahrungsraum zugewanderter Autorinnen und Autoren. In: Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Hrsg. v. Helmut Schmitz. Amsterdam: Rodopi, S. 275–292.
- HADŽIBEGANOVIĆ, Alma (2000): Putzköniginnen. In: Dies.: Ilda Zuberka rettet die Kunst. Wien: Edition Exil, S. 75–100.
- HAHN, Hans-Joachim (2009): ‚Europa‘ als neuer ‚jüdischer Raum‘? – Diana Pintos Thesen und Vladimir Vertlib's Romane. In: Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Hrsg. v. Helmut Schmitz. Amsterdam: Rodopi, S. 295–310.
- HAN, Petrus (2003): Frauen und Migration: Strukturelle Bedingungen, Fakten und soziale Folgen der Frauenmigration. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- HELFFERICH, Cornelia (2012): Migration – Zerreißprobe oder Stärkung des Familienzusammenhalts? Überlegungen anhand von zwei empirischen Studien zu Familienplanung und Migration im Lebenslauf. In: Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Hrsg. v. Michaela Holdenried u. Weertje Willms. Bielefeld: transcript, S. 63–85.
- ISTERHELD, Nora (2013): „In der Zugluft Europas“: Transnationale Motive und Erzählverfahren in der deutschsprachigen Literatur russischstämmiger MigrantInnen. Kurzvortrag am Symposium „Literaturwissenschaft international: Freiburg – Moskau – St. Petersburg“ am 18. Juli 2013 in Freiburg (Manuskript).
- KECHT, Maria-Regina: Multikulturelles Wien: Entweder-und-oder-Existenzen in der neuen österreichischen Literatur. In: Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000–2010. Hrsg. v. Michael Boehringer u. Susanne Hochreiter. Wien: Praesens, S. 119–138.
- MORA, Terézia (2004): Alle Tage. München: Luchterhand.
- MÜLLER-FUNK, Wolfgang (2009): Auf Wanderschaft. Dimitré Dinevs Roman *Engelsungen*. In: Und (k)ein Wort Deutsch... Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Hrsg. v. Nicola Mitterer u. Werner Wintersteiner. Innsbruck: Studien-Verlag, S. 64–75.
- PETSCH, Barbara (2012): Julia Rabinowich: „Wenn man Glück hat, überlebt man!“. In: Die Presse online, URL: http://diepresse.com/home/leben/mensch/1324442/Julia-Rabinowich_Wenn-man-Glueck-hat-uberlebt-man [06.11.2014].
- PFISTER, Eva (2013): Die Irrfahrt einer Prostituierten ins Nirgendwo. URL: http://www.deutschlandfunk.de/die-irrfahrt-einer-prostituierten-ins-nirgendwo.700.de.html?dram:article_id=245474 [06.04.2014].
- PISA, Peter (im Gespräch mit Julia Rabinowich) (2012): Julia Rabinowich über *Die Erdfresserin*. URL: <http://kurier.at/kultur/literatur/julya-rabinowich-ueber-die-erdfresserin/806.937> [06.11.2014].
- RABINOWICH, Julia (2009²): Spaltkopf. Wien: Edition Exil.
- RABINOWICH, Julia (2012): Die Erdfresserin. Wien: Deuticke.

- RIEDEL, Monika (2012): Familiengedächtnis und jüdische Identität. Die Romane *Familienfest* von Anna Mitgutsch und *Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur* von Vladimir Vertlib. In: Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Hrsg. v. Michaela Holdenried u. Weertje Willms. Bielefeld: transcript, S. 143–156.
- SCHWAIGER, Silke (2013): Baba Yaga, Schneewittchen und Spaltkopf: Märchenhafte und fantastische Elemente als literarische Stilmittel in Julia Rabinowichs Roman *Spaltkopf*. In: Alman Dili ve Edebiyatı Dergisi – Studien zur Deutschen Sprache und Literatur Nr. 2/2013, S. 139–154.
- SCHWEIGER, Hannes (2012a): Sprechen ‚Spaltköpfe‘ mit ‚Engelszungen‘? Identitätsverhandlungen in transnationalen Familiengeschichten. In: Immer wieder Familie. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Hrsg. v. Hajnalka Nagy u. Werner Wintersteiner. Innsbruck: Studien-Verlag, S. 157–172.
- SCHWEIGER, Hannes (2012b): Transnationale Lebensgeschichten. Der biographische Diskurs über die Literatur eingewanderter AutorInnen. In: Aussiger Beiträge 6/2012, S. 13–31.
- SHCHYHLEVSKA, Natalia (2012): Schicksal einer Immigrantin. *Die Erdfresserin* von Julia Rabinowich – „eine erstarrte Geschichte vieler, vieler Frauen“. In: literaturkritik.de, Nr. 10/2012. URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17065 [06.11.2014]
- STIPPINGER, Christa (2008): Das Schreiben der „Expatriatrii“. In: Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Hrsg. v. Michaela Bürger-Koftis. Wien: Praesens, S. 121–133.
- VLASTA, Sandra (2011): Passage ins Paradies? Werke zugewanderter AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts. In: Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000–2010. Hrsg. v. Michael Boehringer u. Susanne Hochreiter. Wien: Praesens, S. 102–118.
- WESTPHAL, Manuela (2004): Migration und Genderaspekte. Feminisierung internationaler Migration. URL: http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/migration_genderaspekte.pdf [06.11.2014].
- WILLMS, Weertje (2012): „Wenn ich die Wahl zwischen zwei Stühlen habe, nehme ich das Nagelbrett“. Die Familie in literarischen Texten russischer MigrantInnen und ihrer Nachfahren. In: Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Hrsg. v. Michaela Holdenried u. Weertje Willms. Bielefeld: Transcript, S. 121–141.
- WILLMS, Weertje (2013): Die ‚Newcomerin‘ Alina Bronsky im Kontext der russisch-deutschen Gegenwartsliteratur und ihre Rezeption im deutschen Feuilleton. In: Alman Dili ve Edebiyatı Dergisi – Studien zur Deutschen Sprache und Literatur Nr. 1/2013, S. 65–84.